

Das Museum in der Universität – Überlegungen zu einer Form künftiger Wissenschaftskommunikation

PHILIPP BALSIGER

Abstract

Sammlungen wissenschaftlich relevanter Objekte und deren einfache Zurschaustellung sind nicht mehr zeitgemäß. Die Zwecke disziplinärer Selbstversicherung, denen solche Sammlungen lange gedient und woraus sie ihre Existenzberechtigung abgeleitet haben, entsprechen heute nicht mehr dem veränderten gesellschaftlichen Umfeld von Wissenschaft. Fachdisziplinen – und damit die Sammlungen als deren Manifestationen – müssen sich heute nicht innerwissenschaftlich legitimieren. Vielmehr haben sie ihre Tätigkeit gegenüber einer nicht-wissenschaftlichen Öffentlichkeit zu rechtfertigen. Diese fordert Rechenschaft über verwendete Steuermittel. Dieser Öffentlichkeit gerecht zu werden bedeutet, nicht nur deren Ansprüchen zu genügen, sondern ebenso deren Wahrnehmungsfähigkeiten. Es gilt daher für den Wissenschaftler, nach angemessenen Formen der Selbstdarstellung zu suchen. Die Präsentationen von Teilen oder ganzen Sammlungen müssen für die Öffentlichkeit zu Ereignissen werden – und zwar für jede wissenschaftliche Tätigkeit, für die eine Sammlung genutzt werden kann. Die Instrumentalisierung der Universitäts-sammlungen für die Wissenschaftskommunikation muss zu einem öffentlichkeitswirksamen Event werden – ob uns das passt oder nicht!

„Für sich besehen ist jede Archivalie ein Wunder – schlicht darum, weil es sie gibt.“
(GFREREIS & RAULFF 2008, 8)

Einführung

Die Aufgabe, Visionen über die Möglichkeiten musealer Selbstinszenierung von universitären oder wissenschaftlichen Sammlungen zu entwickeln, ist auf den ersten Blick attraktiv. Auf den zweiten Blick entpuppt sie sich jedoch als komplexer und voraussetzungsreicher als zunächst gedacht. Allein dass diese Aufgabe gestellt wird, verweist bereits auf eine Situation der Veränderung und damit auf vielfältige Unsicherheiten. Offenbar ist nichts weniger als die museologische Kernfrage neu zu beantworten: „Was macht ein Museum, mit welchen Zielen, wie und für wen?“ (DRÖGE & HOFFMANN 2010, 10)

Die thematische Vorgabe, Perspektiven für Universitätsmuseen im Hochschulalltag aufzuzeigen, kanalisiert zusätzlich allzu visionäre Vorstellungen: Nicht architektonische und gestalterisch-ästhetische Lösungen oder technische Voraussetzungen, die Museumsgebäude erfüllen sollen, stehen zur Diskussion (MAIER-SOLGK 2008); ebenso wenig interessieren Fragen nach einem Ideal einer Ausstellungs-Konzeption (u.v.a. GRAF 2003); weder die didaktische Angemessenheit von Präsentationen musealer Objekte (DAWID & SCHLESINGER 2002; DECH 2003) noch deren informationelle Kontextualisierung sind hier nachgefragt (FLÜGEL 2005, 95ff.; CARBONELL 2007). Das zentrale Interesse besteht im Nachdenken über Organisationsformen von Universitätsmuseen als Räume der Inszenierung wissenschaftlicher Sammlungen. Dieses Interesse reicht jedoch eigentlich über die oben zitierte museologische Kernfrage hinaus, weil die Frage, auf die hier eine Antwort gesucht wird, voraussetzungsreicher ist: Wie kann es gelingen, einer interessierten Öffentlichkeit am Beispiel wissenschaftlicher Sammlungen den Forschungs- und Erkenntnisprozess angemessen zu vermitteln, um gewachsene wissenschaftliche Erkenntnisse einerseits und die Prozesse, die zu diesen Erkenntnissen führen, andererseits sichtbar und einsichtig zu machen? Eine voraussetzungsvolle Aufgabe, die sich in ihrem Kern als Gegenstand der Wissenschaftskommunikation entpuppt.

1 Grundlagen

Die Verortung des skizzierten Problemkomplexes in den Bereich der Wissenschaftskommunikation bietet neben wissenschafts- und kommunikationstheoretischen Grundlagen, aus denen in logisch konsistenter Weise perspektivische Überlegungen für universitäre Museen als „Spielstätten“ für wissenschaftliche Sammlungen und als Institutionen der Mediation zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit abgeleitet werden können, auch Orientierungspunkte, auf die hin die Überlegungen auszurichten sind.

Vier skizzenhafte Überlegungen sollen die Eckpunkte bilden, auf denen die Vision aufbaut.

(1) Zwischen wissenschaftlichen Sammlungen und (universitären) Museen ist zu differenzieren. Der klassische Auftrag wissenschaftlicher Sammlungen beschränkt sich auf das Sammeln, Bewahren, Erforschen und in gewissen Fällen zusätzlich auf den Einsatz von Sammlungsobjekten in der Lehre. Museen allgemein und universitäre Museen im speziellen haben neben diesen genannten Tätigkeiten noch einen mittlerweile umfassenden – Bildungsauftrag: Sie sollen das Kulturgut „Wissen“ und die Kulturtechnik „Wissenschaft“ einer interessierten Öffentlichkeit nicht nur erschließen und präsentieren, sondern die Öffentlichkeit durch aktuelle Wechsellausstellungen und besondere Formen der Ausstellungstätigkeit direkt ansprechen. Universitäre Museen müssen sich deshalb in vielfältiger Weise darum bemühen, kontextuelle Rahmenbedingungen aufzunehmen und die Vielfalt der Interessen potentieller Besucher wecken und befriedigen.

Die jeweiligen Aufgabenbereiche von wissenschaftlichen Sammlungen und universitären Museen unterscheiden sich zwar geringfügig, lassen sich aber hinsichtlich wissenschaftskommunikativer Zwecke verknüpfen. Auf welche Weise kann dies geschehen?

(2) Wissenschaftliche Sammlungen sind hinsichtlich ihres Entstehens und ihrer Verwendung traditionellerweise eng an Universitäten gebunden (BALSIGER 2007, 37f.). Ist diese kontextuelle Anbindung auch für (universitäre) Museen notwendig, oder sind andere kontextuelle Anbindungen denkbar, die einer Vermittlung des Kulturgutes „Wissen“ und der Kulturtechnik „Wissenschaft“ in die Öffentlichkeit nicht entgegenstehen? Diese Frage stellt sich besonders angesichts der politisch intendierten Veränderungen der Institution Universität.

(3) Allein die Funktion eines Vermittlers und damit gesellschaftlichen Legitimators von Wissenschaft reicht als Begründung für die Einrichtung von Museen universitärer Sammlungen nicht aus. Welchen weitergehenden, abstrakten wie konkreten Zielen und Zwecken können solche Museen überhaupt dienen? Und: Inwiefern sind solche Ziele und Zwecke allein wissenschafts-induziert oder vielleicht eher aktuellen gesellschaftlichen Interessen geschuldet?

(4) Museen für universitäre Sammlungen sind nur sinnvoll, wenn das, was sie anbieten können, auch jemanden interessiert. Es ist also zu prüfen, ob ein Zielpublikum vorhanden ist, wie dieses mögliche Zielpublikum aussieht und welche Erwartungen einem solchen etwaigen Zielpublikum zugeschrieben werden können.

2 Differenzierung zwischen wissenschaftlichen Sammlungen und universitären Museen

2.1 Wissenschaftliche Sammlungen

Auf der Homepage des Projektes „Datenbank Universitätsmuseen und -sammlungen in Deutschland“ des Hermann von Helmholtz-Zentrums für Kulturtechnik an der Humboldt-Universität zu Berlin findet sich die folgende Bestimmung, was als „wissenschaftliche Sammlung“ zu verstehen ist: Es handelt sich um eine „Gesamtheit von Objekten, die einen kulturellen und/oder wissenschaftlichen Wert

aufweist und nach bestimmten thematischen Schwerpunkten zusammengestellt ist.“¹ Und in einem Nachsatz wird auf eine wichtige Eigenschaft der Universitätssammlungen hingewiesen: „Universitätssammlungen sind nicht immer (öffentlich) zugänglich.“

Eine vertiefende Betrachtung dieser Bestimmung legt es nahe, Sammlungen mit Objekten von kulturellem und/oder wissenschaftlichem Wert (kurz: wissenschaftliche Sammlungen) von anderen Sammlungen, die Objekte mit repräsentativem Wert sammeln, zu unterscheiden. Diese Differenzierung erklärt den Nachsatz in der ICOM-Bestimmung, wonach Universitätssammlungen nicht immer öffentlich zugänglich sind. Der wissenschaftliche Charakter von wissenschaftlichen Sammlungen bestimmt sich eben durch den Verzicht auf Repräsentation, womit die Notwendigkeit entfällt, sich der Öffentlichkeit zu zeigen. Zudem dienen wissenschaftliche Sammlungen in den meisten Fällen Forschungszwecken, das heißt, eine wissenschaftliche Sammlung ist als Ganzes oder mit Teilen daraus in Aktivitäten der Erkenntnisgenese eingebunden.

Hinsichtlich des Gesichtspunktes der Repräsentation von wissenschaftlichen Sammlungen ist noch eine Einschränkung festzuhalten: In geistes- und kulturwissenschaftlichen Sammlungen können repräsentativer Charakter und Forschungscharakter zusammenfallen. Dieser Fall liegt dann vor, wenn eine Sammlung zu einem bestimmten Themenbereich die einzigen, diesen bestimmten Themenbereich abdeckenden Objekte enthält. Zu denken ist beispielsweise an den Fall einer Sammlung, die die Geschichte eines Ortes für einen bestimmten Zeitabschnitt dokumentiert, das heißt, als einzige Sammlung genau diejenigen Objekte (Archivalien) enthält, in denen die Geschichte des betreffenden Ortes festgehalten ist. Einer solchen Sammlung von Unikaten kann auch ein repräsentativer Charakter zugesprochen werden. Im Unterschied dazu ist es in naturwissenschaftlichen und teilweise auch technikwissenschaftlichen Sammlungen nun so, dass die Qualität der Sammlung durch eine möglichst hohe Anzahl von Objekten desselben Typus bestimmt ist. So ist eine Sammlung einer bestimmten Art von Schmetterlingen erst dann von wissenschaftlich hohem Wert, wenn eine möglichst hohe Zahl von Objekten derselben Art vorhanden ist. Erst die hohe Anzahl einzelner Objekte macht die Varietäten dieser Art sichtbar und damit eine wissenschaftliche Aussage möglich.

In beiden geschilderten Fällen ist es so, dass die Quantität der vorhandenen und vollständig erfassten Objekte die Qualität der wissenschaftlichen Sammlung ausmacht.² Während im Falle der geistes- bzw. kulturwissenschaftlichen Sammlung die Vollständigkeit aller einmal geschaffenen Objekte die Qualität der Sammlung ausmacht, ist es im zweiten Fall so, dass die Qualität durch die möglichst hohe Anzahl von Sammlungsobjekten, also die möglichst hohe Quantität, bestimmt ist.

2.2 Universitäre Museen

Das *International Council of Museums (ICOM)*, der *Internationale Museumsrat*, definiert in seinen 2007 überarbeiteten Statuten in seinem dritten Artikel Museen wie folgt:

„Gemeinnützige, ständige, der Öffentlichkeit zugängliche Einrichtung im Dienst der Gesellschaft und ihrer Entwicklung, die zu Studien-, Bildungs- und Unterhaltungszwecken materielle Zeugnisse von Menschen und ihrer Umwelt beschafft, bewahrt, erforscht, bekanntmacht und ausstellt.“³

Diese, ursprünglich in den 1970er Jahren formulierte Bestimmung der Funktion von Museen macht den Unterschied zu den wissenschaftlichen Sammlungen deutlich: Die Einrichtung eines

¹ <http://publicus.culture.hu-berlin.de/sammlungen/index/formen/Museum> (08.09.2010).

² Ulfert Tschirner (TSCHIRNER 2010, 97f.) verweist auf die Bedeutung der vollständigen Erfassung von Sammlungsobjekten für museale Zwecke. Das Fehlen von Provenienz-Nachweisen und Nachweisen der ehemaligen Objektverwendung führt aus epistemischer Sicht zur Wertlosigkeit von Sammlungsobjekten, da erst durch die vollständige Objekteinordnung eine weitergehende Reflektion und damit ein Erkenntnisgewinn möglich ist.

³ <http://www.icom.museum/who-we-are/the-organisation/icom-statutes/3-definition-of-terms.html#sommairecontent> (08.09.2010).

(universitären) Museums ist der Öffentlichkeit grundsätzlich und auf Dauer zugänglich; hinsichtlich der Zwecke einer solchen Einrichtung ist der bildende und der unterhaltende Zweck gegenüber einer wissenschaftlichen Sammlung prioritär.

Es gilt an dieser Stelle, die beiden in der ICOM-Bestimmung genannten Tätigkeitsbereiche eines universitären Museums – „bekannt machen und ausstellen“ – noch genauer zu beleuchten: Beide Tätigkeiten sind keine genuinen Aufgaben der Universitäten. Zwar ist die Tätigkeit des „Bekanntmachens“ durchaus eine wissenschaftliche, jedoch ist diese primär gegenüber dem jeweiligen Fachpublikum und nicht gegenüber der allgemein interessierten Öffentlichkeit zu erbringen. An die Stelle von fachlich-methodologischen Kriterien der Bekanntmachung (eingeführte Fachterminologien, fachlich anerkannte Methoden der Ergebnis- und Erkenntnisgenerierung sowie fachlich adäquate Formen der Ergebnispräsentation etc.) haben museumspädagogische und -didaktische Kriterien zu treten (DECH 2003, 20f.), ohne dass dabei jedoch der wissenschaftliche Charakter verloren geht. Zudem scheinen sich seit den 1990er Jahren vermehrt auch ästhetische Kriterien (Museumsarchitektur, vgl. MAIER-SOLGK 2008) sowie auch Kriterien aus dem Bereich der Werbe- und Marketingindustrie hinzuzugesellen.⁴ Letztere sind Ausdruck der veränderten Beziehung zum Publikum, das in einem Museum nicht mehr nur hinsichtlich seines eigenen, selbstständig sich herausbildenden und spezifischen Interesses passiv bedient, sondern das „besucherorientiert“ in Formen von „Edutainment“ und als „Erlebniswelt“ direkt und aktiv zum Museumsbesuch eingeladen werden soll (SCHREIDER 2004, 65).

Was das „Ausstellen“ als die zweite der beiden in der ICOM-Bestimmung genannten Tätigkeiten betrifft, so müssen die Universitäten uneingeschränkt als „Greenhorns“ bezeichnet werden. Diese Qualifizierung erfolgt keineswegs in pejorativem Sinne, vielmehr ist es in der gesamten Geschichte der Universitäten zu keinem Zeitpunkt jemals Aufgabe der Universitäten gewesen, den wissenschaftlich erzielten Erkenntnissen anders als in verbaler Form Ausdruck zu geben. In diesem Punkt gilt es also für universitäre Museen, entweder schnellstmöglich eigenes, wissenschaftlich basiertes Know-how aus eigenen, bereits vorhandenen Wissensressourcen zu generieren oder sich dieses außerhalb des universitären Raumes zu beschaffen.

2.3 *Wissenschaftskommunikation*

In ihrem Beitrag „Kommunikation neu denken. Zur Repositionierung der Universität in einer Wissensgesellschaft“ benennt Ulrike Felt (FELT 2008, 36ff.) drei Funktionen der Wissenschaftskommunikation: (a) Wissenschaftskommunikation als Verhandlungsraum des Verhältnisses von Wissenschaft und Gesellschaft, (b) Selbst-Bewusstmachung derjenigen Klientel, an die sich wissenschaftliche Erkenntnisse richtet, wobei für Felt gerade die Studierenden in diesem Zusammenhang als „Abnehmer“ von Wissenschaftskommunikation wieder vermehrt in den Blick zu nehmen sind, da „eine steigende Zahl an Absolventinnen und Absolventen die Universität nach drei Jahren Studium verlassen, ohne diese als Stätte der vielfältigen Forschung wirklich zu kennen“ (FELT 2008, 39), und (c) Wissenschaftskommunikation als „Raum für kollektive Denkeperimente“ (ebd.).

Fast scheint es so, als ob Felt in ihrem Beitrag ein Plädoyer für eine öffentlichkeitswirksame Reaktivierung wissenschaftlicher Sammlungen im Rahmen von universitären Museen gehalten habe; zumindest hat sie eine Programmatik formuliert, die durch die Zusammenführung von wissenschaftlichen Sammlungen und universitären Museen in idealer Weise eingelöst werden kann.

⁴ Es ist interessant zu beobachten, dass Museen zunehmend neben den eigenen, fachlich versierten Wissenschaftlern spezialisierte Büros oder künstlerisch tätige Einzelpersonen einladen, Ausstellungen oder Ausstellungsteile szenographisch zu gestalten. So hat beispielsweise das Naturhistorische Museum der Burggemeinde Bern seine 2008 eröffnete Dauerausstellung „c'est la vie. Geschichten aus Leben und Tod“ konzeptionell und gestalterisch vom Büro „fischteich aarau“, einem für szenographische Einrichtungen spezialisierten Büro, mitgestalten lassen.

Universitäre Museen sind ideale „Spielfelder“ zur Erfüllung der heute gesellschaftlich geforderten Aufklärung über die Spielarten, Merkmale und Ergebnisse wissenschaftlicher Praxis. Als ihrerseits wissenschaftsgestützte Einrichtungen an der Schnittstelle von Wissenschaft und Gesellschaft können sie bisher öffentlichkeits scheuen wissenschaftlichen Sammlungen besondere Formen der (Selbst-) Darstellung und Aktualisierung bieten, ohne die berechtigten Schutzbedürfnisse von wissenschaftlichen Sammlungen zu unterlaufen. Andererseits steigern wissenschaftliche Sammlungen ihren sehr eingeschränkten Wert nur dann, wenn ihre Objekte dem interessierten Betrachter im Museum berichten können, woher sie stammen, welche Aufgabe sie besaßen und welcher historischen Periode und welcher Denkungsart sie als Objekte Ausdruck verleihen.

3 Die Kontextualisierung von universitären Museen für wissenschaftliche Sammlungen

3.1 Zur kontextuellen Einbindung

Wissenschaftliche Sammlungen sind historisch zumeist an Universitäten gebunden gewesen. Sie sind durch gezieltes Sammeln von einschlägigen Objekten und Archivalien durch einzelne Mitglieder bestimmter Fachrichtungen in Universitäten entstanden. Die Fälle von Schenkungen an oder Ankäufen ganzer Sammlungen durch Universitäten unterstreicht die feste Bindung von solchen Sammlungen an die Institution der Universität (WITTERN-STERZEL 2007, 11). In den klassischen Tätigkeitsbereichen der Universitäten – der Forschung und der Lehre – konnten Sammlungen einen Verwendungszweck haben.

Die Sammlungstätigkeit beabsichtigt primär, eine in systematischer Hinsicht möglichst vollständige Übersicht über die wissenschaftlichen Problemlagen der sammelnden Wissenschaftsdisziplinen zu bieten. Funktional bedienen diese Sammlungen dieselben – seit dem 17. Jahrhundert immer mehr an Bedeutung gewinnenden – Ideen der Wissensvermittlung und der Ordnungsherstellung, wie dies die Enzyklopädien als Bücher tun (SCHNEIDER 2006, 16f.). Dort, wo sich in solchen wissenschaftlichen Sammlungen auch ausgefallene und singuläre Epistemologica (RHEINBERGER 2005) finden, lässt sich für einige Fälle belegen, dass deren Funktion neben den epistemischen Interessen von Forschung und Lehre auch repräsentativen Zwecken diene. Mit solchen außerordentlichen Einzelstücken konnte eine Universität als Institution ihre gesellschaftliche Monopolstellung bezüglich des Kulturgutes „Wissen“ dokumentieren und damit auch festigen. Gemeinsam ist den Gegenständen, sowohl enzyklopädisch-epistemischer wie repräsentativer Sammlungsintention, der Umstand, dass sie zur Schaffung einer empirischen Grundlage beitrugen und damit eine Theorienbildung wissenschaftlicher Disziplinen ermöglichten, auf der wissenschaftliche Disziplinen ihre wissenschaftliche Tätigkeit in der Frühen Neuzeit überhaupt erst entfalten konnten.

Angesichts dieser engen historischen Verbindung und der Exklusivität des Verwendungszwecks universitärer Sammlungen im Rahmen der Universitäten als Institutionen der Forschung und akademischen Ausbildung scheint die eingangs gestellte Frage, ob diese starke kontextuelle Bindung wissenschaftlicher Sammlungen an die Universitäten erhalten bleiben soll oder gar erhalten werden muss, dahingehend beantwortbar zu sein, dass wissenschaftliche Sammlungen unter gewissen veränderten – inneren wie äußeren – Rahmenbedingungen tatsächlich nur im Kontext der Universitäten sinnvoll sind. Sie können künftig vielleicht als historische Dokumentationen dafür dienen, wie nach 1820 an deutschen Universitäten das Humboldt'sche Ideal der Verknüpfung von Forschung und Lehre aufgefasst wurde.

3.2 Kontextuelle Veränderungen

Die vorgängig gestellte Frage, „ob kontextuelle Veränderungen denkbar sind, die den Gesichtspunkt der Vermittlung des Kulturgutes 'Wissen' und der Kulturtechnik 'Wissenschaft' nicht unterminieren“,

lässt sich positiv beantworten. Allerdings ist dann ein Wandel der Bedeutung einzelner wissenschaftlicher Sammlungen nicht ausgeschlossen.

Die Entwicklung der Universitäten in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts entspricht einem Industrialisierungsprozess. Zahlreiche in der Wissenschaftsforschung untersuchte Faktoren wie „Personalwachstum“, „Finanzen“, aber auch „Produkte“ belegen diese Entwicklung (DE SOLLA PRICE 1963; BEN-DAVIDS & ZLOCZOWER 1972; GALISON & HEVLY 1992). Die nach außen augenfälligste Veränderung in diesem Zusammenhang stellt die massiv gewachsene Zahl von Studierenden dar. Die Massenuniversität hat auch die Vermittlungsformen im Rahmen der Lehre stark verändert – in materieller wie in ideeller Hinsicht (BEIG 2000). Eine der Konsequenzen besteht in der Marginalisierung der wissenschaftlichen Sammlungen. Zusätzlich erfahren die wissenschaftlichen Sammlungen an den Universitäten einen Bedeutungsverlust durch die Tatsache, dass das Bild, in unterschiedlichsten Manifestationen, als Anschauungsobjekt den dreidimensionalen Gegenstand ablöst. Animationen und Simulationen sind in vielfacher Hinsicht einfacher und erkenntnisfördernder einzusetzen als Epistemologica. Hier ist es weniger der institutionell-universitäre Kontext, der sich verändert, als vielmehr der technisch-produzierende Kontext. Neben den ökonomischen sind es auch Gründe der Kommodität, die den allgemeinen kontextuellen Wandel für die wissenschaftlichen Sammlungen vorantreiben.

Hinsichtlich der Forschung sind weitere erhebliche Veränderungen des universitären Kontextes für wissenschaftliche Sammlungen zu konstatieren. Der Forschungsfokus ist heute vor allem auf strukturelle, seltener auf genealogische Aspekte gerichtet. Während die Sammlungen in ihrem Charakter meistens diachron aufgebaut sind, ist die heutige Forschungspraxis auf Synchronizität ausgerichtet. Methodisch liegt das Gewicht auf der systematisch-analytischen Vertiefung eines Problembereichs und weniger auf der Darstellung eines Entwicklungsgangs. Diese wachsende Spezialisierung innerhalb der Disziplinen lässt die Verwendung von wissenschaftlichen Sammlungen deshalb heute obsolet werden.

3.3 Künftige Formen von Universitäten als neuer Kontext wissenschaftlicher Vermittlung

Alle diese kontextuellen Veränderungen, denen Universitäten unterworfen sind, werfen die Frage auf, ob die heutigen Universitäten für die Vermittlung des Kulturgutes „Wissen“ und der Kulturtechnik „Wissenschaft“, wie sie sich in wissenschaftlichen Sammlungen gespeichert finden, überhaupt noch der geeignete Ort sind. Angesichts der neuen Ausrichtung der Studiengänge – und zwar ausschließlich als Räume der Vermittlung von Verfügungswissen mit damit einhergehendem Verzicht auf die Einrichtung von Reflexionsräumen – scheint die Vermittlung von kulturellen Werten künftig gar nicht mehr gewollt.

Auch in Bezug auf die ihnen ursprünglich genuin eigene Forschungsaufgabe sind die Universitäten unter Druck geraten: Für die Spitzenforschung in Deutschland werden die Einrichtungen der sogenannten „Blauen Liste“ gegenüber den ländereigenen Universitäten insofern bevorzugt, als sie sich hauptsächlich auf die Forschung konzentrieren können. Dabei ist dieser Rückbau des Anteils an Forschung in ländereigenen Universitäten nicht nur eine Frage der zur Verfügung stehenden Finanz-, sondern mittlerweile mindestens ebenso der Zeitmittel. Der ehemals nach dem Humboldt'schen Ideal einer Verknüpfung von Forschung und Lehre ausbildende Hochschullehrer ist heute gezwungen, einen Großteil seiner ehemaligen Forschungszeit für die Abfertigung der Massen von Studierenden und den damit einhergehenden bürokratischen Anforderungen solch streng organisierter Lehre aufzuwenden.

Die Bedeutung dieser Erosion des Humboldt'schen Bildungsideals ist für die wissenschaftlichen Sammlungen der Universitäten existentiell: Sie bedürfen nichts weniger als einer neuen Begründung

ihrer Existenzberechtigung. Haben wissenschaftliche Sammlungen diese Begründung bisher aus ihrer Funktion in der spezifischen, universitären Lehre für Studierende und der ausschließlich an Universitäten angesiedelten fachwissenschaftlichen Forschung bezogen, so haben sie nun die große Chance, ihre Existenz künftig mit ihrer gesamtgesellschaftlichen Aufgabe zu begründen. Sie werden als Instrumente der Kommunikation dazu beitragen, den Kulturwert „Wissen“ und die Kulturtechnik „Wissenschaft“ im Dialog zwischen Wissenschaft und Gesellschaft öffentlich neu zu verhandeln. Dazu bedürfen die wissenschaftlichen Sammlungen aber – heute noch vermehrt als früher – eines institutionellen Ortes, an dem sie ihr Vermittlungspotential entfalten können und damit die Möglichkeit haben, mit der Gesellschaft als Dialogpartner in Beziehung zu treten. Die Bereitstellung solcher Orte ist Aufgabe der an der eigenen, öffentlichkeitswirksamen Profilierung interessierten Universitäten.

4 Ziele und Zwecke von universitären Museen für wissenschaftliche Sammlungen

Die Bereitstellung von solchen institutionellen Orten, wie sie für die Erfüllung der wissenschafts-kommunikativen Aufgabe wissenschaftlicher Sammlungen erforderlich sind, ist für die Universitäten kein unbekanntes Gebiet. Universitäten verfügen mit ihren Bibliotheken über eigene Gebäude und eine eigene Infrastruktur. Wissenschaftliche Sammlungen sind zwar genauso Speicher wissenschaftlichen Wissens und wissenschaftlicher Fertigkeiten und damit von Kulturgütern wie die Universitätsbibliotheken: Für die wissenschaftlichen Sammlungen ist es jedoch eher die Ausnahme als die Regel, überhaupt über eine Infrastruktur zu verfügen.

Auf der Suche nach den Gründen für dieses Missverhältnis stehen zwei Thesen im Raum: (a) Es ist vielen wissenschaftlichen Sammlungen nicht oder nur ungenügend gelungen, ihre Ziele und Zwecke den allgemeinen Entwicklungsprozessen der Wissenschaft der vergangenen 40–50 Jahre anzupassen; (b) die wissenschaftlichen Sammlungen bedürfen dringend einer Säkularisierung!

Die Bibliotheken haben sich in ihren Zielen und Zwecken nicht nur der wissenschaftlichen, sondern ebenso der gesamtgesellschaftlichen Entwicklung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts angepasst. Das Buch wurde zu einer austauschbaren und schnell ersetzbaren „Wissens-Ware“, das Format des Taschenbuches ist gewissermaßen das Paradigma dieser Entwicklungsperiode. Im Rahmen der Wissenschaften hat die bereits skizzierte Industrialisierung der Wissenschaften das Buch als Tausch-Ware bestimmt. Über das Buch als Träger ließ sich der Austausch des Wissens zwischen Wissensproduzenten und Wissenskonsumenten in einer zeitgemäßen, zeitlich wie räumlich unabhängigen und anonymisierten Form vollziehen. Die Ware „Buch“ bediente die zunehmende Ökonomisierung des gesellschaftlichen Lebens in beinahe idealer Weise.

Gegen eine solche Ökonomisierung haben sich die wissenschaftlichen Sammlungen bisher gewehrt. Das ehrt diese zwar in ihrer aristokratischen Haltung, hilft ihnen aber nicht zu überleben. Weder die Universitäten als Träger noch die Verantwortlichen von einzelnen Sammlungen haben bisher für die wissenschaftlichen Sammlungen eine Notwendigkeit darin gesehen, die Sammlungen als Ganzes oder einzelne ihrer Bestandteile als Ware zu bestimmen und als solche auch zu bewerten. Es kann die starke Vermutung geäußert werden, dass keiner deutschen Universität der buchhalterische Wert ihrer wissenschaftlichen Sammlungen bekannt ist. Deshalb wurden für die Bibliotheken, deren Kostenvoranschläge im jährlichen Gesamtbudget der Universität auftauchen und deren Wert also sehr genau bekannt ist, Infrastrukturen aufgebaut, für die wissenschaftlichen Sammlungen dagegen nicht. Die Bestimmung eines buchhalterischen Wertes wissenschaftlicher Sammlungen muss aber künftig ein Ziel für die wissenschaftlichen Sammlungen sein, wollen diese überleben. Erst der buchhalterische Ausweis der materiellen Wertigkeit wissenschaftlicher Sammlungen wird die Universitätsleitungen zwingen, mit dem Aufbau spezifischer Infrastruktur für die wissenschaftlichen Sammlungen zu beginnen.

Die These einer notwendigen Säkularisierung der wissenschaftlichen Sammlungen erfordert nochmals einen Blick auf die Bibliotheken. Besonders öffentliche Bibliotheken sind heute mancherorts Stätten der Muße. In ihnen ist geistiger Austausch, kulturelle Aktivität, aber auch Rückzug möglich. Bibliotheksfoyers, ja ganze Bibliothekssäle werden heute für Autorenlesungen dem Publikum geöffnet. Die Bibliotheken verfügen heute oft über angeschlossene Gastronomiebetriebe und ermöglichen so ihren Nutzerinnen und Nutzern, den Besuch einer Bibliothek zu einem ganzheitlichen Sinneserlebnis werden zu lassen. Bibliotheken haben sich den Erfordernissen des heutigen gesellschaftlichen Lebens angepasst. Und die Sammlungen? Sie regen bestenfalls zur kontemplativen Versenkung an.

Wenn wir aber erkennen, dass wissenschaftliche Sammlungen einen Warencharakter und damit einen konkreten, merkantilen Wert besitzen, und wenn wir erkennen, dass das Ziel für die wissenschaftlichen Sammlungen die Teilnahme am allgemeinen Warentausch sein muss, wenn wir erkennen, dass die Sammlungen ins gesellschaftliche Leben und nicht in das (hoffentlich) luft- und wasserdichte Kellergeschoss der Instituts- und Seminargebäude gehören – ja, dann können wir den wissenschaftlichen Sammlungen auch eine zeitgemäße Zweckbestimmung zuweisen: Ihr Zweck besteht ganz wesentlich in ihrem wissenschaftskommunikativen Einsatz, in einem Beitrag zum Dialog zwischen Wissenschaft und Gesellschaft um die Erkenntnismöglichkeiten und -fähigkeiten des Menschen.

Hingegen kann Säkularisierung wissenschaftlicher Sammlungen nicht bedeuten, die wissenschaftlichen Sammlungen einfach großen Publikumsströmen zu öffnen, das Publikum durch ungeeignete Räumlichkeiten hindurch zu pressen und schlussendlich wegen des Publikums die Sammlungsobjekte zu gefährden. Am Ende dieses Prozesses der Säkularisierung wissenschaftlicher Sammlungen sollte nach deren Werterfassung im Interesse der Werterhaltung eine für die wissenschaftskommunikative Verwendung wissenschaftlicher Sammlungen geeignete Infrastruktur bereitstehen.

Wenn oben dafür argumentiert wurde, dass wissenschaftliche Sammlungen zur bestmöglichen Nutzung im Rahmen wissenschaftskommunikativer Aufgaben auf den universitären Kontext angewiesen sind und die Universitäten dem Interesse der Gesellschaft am Dialog mit den Wissenschaften sich auch künftig stellen wollen, dann werden die Universitäten über konkrete Orte und Formen dieses Dialoges nachdenken müssen. Eine Möglichkeit dazu ist die Schaffung eigenständiger, universitärer Museen, in denen sich die Wissenschaften der Gesellschaft nicht nur als Wissensproduzenten vorstellen, sondern eine sinnliche Erfahrung der Kulturtechnik "Wissenschaft" möglich ist und die nicht zuletzt von den Universitätsleitungen als Marketinginstrument im globalen Wettbewerb um die besten Studierenden eingesetzt werden können.

5 Zielpublika, Erwartungen und Besucherorientierung

5.1 Haben universitäre Museen ein Zielpublikum?

Zahlreiche Erfolgsmeldungen der vergangenen Jahre über Wissenschaftsausstellungen belegen, dass universitäre Museen das Publikum anziehen. Als Beispiele können die Einstein-Ausstellung von 2005/2006 im Historischen Museum Bern⁵ sowie die zweijährlich stattfindende „Lange Nacht der Wissenschaften“ der Universität Erlangen-Nürnberg dienen.⁶ Die in solchen Veranstaltungen erzielten Besucherzahlen sind nicht die Regel, doch sind sie ein genereller Beleg dafür, dass ein Zielpublikum für wissenschaftliche Themen vorhanden ist.⁷ Dass sich das Publikum dabei aus ganzen Familien zusammensetzt und von der Alterszusammensetzung her durchschnittlich eher zwischen 20 und 50

⁵ http://www.bhm.ch/de/ausstellungen_sonder_01a.cfm (03.10.2010).

⁶ <http://www.nacht-der-wissenschaften.de/2009> (03.10.2010).

⁷ Die Einstein-Ausstellung im Historischen Museum Bern zählte während ihrer Laufzeit von 16 Monaten 350.000 Besucher, die „Lange Nacht der Wissenschaften“ in der Metropolregion Nürnberg verzeichnet regelmäßig mehr als 20.000 Gäste.

anzusiedeln ist und nicht zwischen 50 und 70,⁸ zeigt, dass sich der gesellschaftlich aktive Teil der Bevölkerung dafür interessiert, was in den Wissenschaften heute geleistet wird. Aber: Dieser Teil der Bevölkerung lässt sich offenbar dann bewegen, wenn ihm ein Ereignis versprochen wird – im Fall der „Langen Nacht der Wissenschaft“ zudem noch ein nächtliches!

Die Feststellung eines solchen generellen Publikumsinteresses ist wichtig, denn damit ist für die Universitätsleitungen grundsätzlich nachgewiesen, dass durchaus auch „Science sells“, also ein allgemeines Interesse an wissenschaftlicher Entwicklung und wissenschaftlichen Arbeitsweisen in weiten Kreisen der Bevölkerung vorhanden ist.

Universitäre Museen, denen die universitätseigenen wissenschaftlichen Sammlungen als Ressourcen für Ausstellungen dienen, können zudem neben einem allgemeinen Publikum auch mit Studierenden als einem Publikum mit spezifischen Interessen rechnen (FELT 2008, 39). Wie beim allgemein interessierten Publikum, das entweder aus eigenem Antrieb oder durch ein von außen induziertes Interesse⁹ Ausstellungen mit wissenschaftlichen Inhalten besucht, so gilt es auch beim studentischen Publikum zwischen verschiedenartigen Besucherinteressen zu unterscheiden. Zum einen ist mit Studierenden zu rechnen, die ein Interesse an einer visuellen und/oder haptischen Verdeutlichung von Epistemologica haben, die in ihrem Studiengang entweder in systematischer oder in historischer Hinsicht eine gewisse Rolle spielen.¹⁰ Zum anderen ist mit noch aktiven oder bereits ehemaligen Studierenden zu rechnen, die mit einem fachübergreifenden Interesse oder einer fachübergeordneten Problem- oder Fragestellung an das universitäre Museum mit seinen wissenschaftlichen Sammlungen herantreten, welche im besuchten Studiengang wegen der hohen Stoffdichte und der immer kleinteiliger werdenden Stoffinhalte nicht bedient werden kann. Diese suchen nach einem orientierenden Zusammenhang der eigenen Fachdisziplin im Kosmos der Wissenschaften und versuchen damit den gesellschaftlichen Stellenwert des eigenen Studienfaches zu erkennen.

5.2 Museumsprofil als Besuchermagnet

Das ausgewiesene Interesse einer allgemeinen wie der studentischen Öffentlichkeit an wissenschaftlichen Themen reicht jedoch allein noch nicht aus, um ein universitäres Museum in befriedigender Weise betreiben zu können. Dieses Interesse muss auch geweckt und letztendlich zufriedengestellt werden. Dazu sind grundsätzlich eine gute Qualität der Dauerausstellung und eine aktuelle Thematik für Sonderausstellungen erforderlich. Damit können sich die universitären Museen genauso wie alle anderen Museen auch in der Presse Beachtung verschaffen – und zwar eben nicht nur in den Wissenschaftsspalten, sondern auch in den Feuilletons. Sicherlich ist kurzfristig das Wecken des Publikumsinteresses auch durch den Einsatz von Marketinginstrumenten möglich; um aber ein Publikum längerfristig an ein bestimmtes universitäres Museum zu binden, bedarf es eines spezifischen Profils, das die interessierte Öffentlichkeit ein bestimmtes Thema mit einem bestimmten Universitätsmuseum verbinden lässt.

Ein deutlich gezeichnetes Profil etabliert im öffentlichen Bewusstsein die Institution als die für ein bestimmtes Thema kompetenteste Einrichtung. Das Phyletische Museum in Jena ist „weltweit [...] das einzige ‘Museum für Entwicklungslehre’, wie es sein Begründer Ernst Haeckel nannte“ (FISCHER, BREHM & HOßFELD 2008, 1). Für das Literaturmuseum der Moderne in Marbach gibt „es weltweit kein Vorbild“ (GFREREIS & RAULFF 2008, 9). Solche Voraussetzungen ziehen dementsprechend auch das interessierte Publikum aus der ganzen Welt an (GRAF 2003, 74). Die Besucherorientierung der beiden

⁸ http://www.nacht-der-wissenschaften.de/2009/NdW09_Dokumentation.pdf (S. 17) (03.10.2010).

⁹ Spielen in einem Kinofilm zum Beispiel Dinosaurier oder Mumien eine zentrale Rolle, so kann ein universitäres Museum damit rechnen, dass seine einschlägigen Ausstellungsteile oder eigens eingerichtete Sonderausstellungen einen Anstieg der Besucherzahlen zu verzeichnen haben werden.

¹⁰ Bspw. können sich Studierende der Medizin anhand der ausgestellten Gerätschaften über die technologische wie die inhaltliche Entwicklung der Geburtshilfe in den vergangenen hundert Jahren kundig machen wollen.

genannten Museen ist weitgehend nur deshalb möglich, weil die Ausdifferenzierung ihres Profils auf den eigenen jeweiligen Stärken gründet. Eigenständige und einzigartige Profile verschaffen ihren Trägern in der Konkurrenz zu allen anderen, auch den nicht-universitären Museen, Vorteile: Wer sich Auskünfte über die „Entwicklungslehre“ oder die deutsche Literatur des 20. Jahrhunderts besorgen will, der wird sich direkt an das Phyletische Museum beziehungsweise an das Literaturmuseum der Moderne wenden und nicht zuerst – mit möglicherweise wenig ergiebigen Ergebnissen – naturkundliche Museen oder einzelne Archive nach den gesuchten Informationen absuchen.

In beiden Fällen – dem Phyletischen Museum in Jena wie dem Literaturmuseum der Moderne in Marbach – geschieht die Profilbildung durch die inhaltliche Thematik, die durch eine oder mehrere vorhandene wissenschaftliche Sammlungen bestimmt ist. Dieser Typus der Profilbildung ist für die meisten universitären beziehungsweise wissenschaftlichen Museen üblich.

Neben der inhaltlichen Thematik als profilbildendem Impuls bieten sich universitären Museen noch weitere Möglichkeiten der Profilbildung oder -schärfung. So haben in den letzten Jahren besonders Kunstmuseen ihre Profilbildung über besonders auffällige architektonische Maßnahmen betrieben (MAIER-SOLGK 2008). Auch das Literaturmuseum der Moderne in Marbach hat diesen Weg beschritten. Die Schillergesellschaft in Marbach hat als Bauträger das Literaturmuseum vom englischen Architekten David Chipperfield als bewusste Zitierung der Walhalla bei Donaustauf – einem Bau „in Gestalt eines dorischen Tempels“ (OSTERKAMP 2008, 15), der an die „Denkstrukturen der Memorialkultur des 19. Jahrhunderts“ (ebd., 17) erinnert – erstellen lassen. Damit erfolgt nicht nur eine formästhetische Profilbildung, sondern das Gebäude verortet sich als Ort des Austausches von Epistemologica und Öffentlichkeit auch hinsichtlich seiner funktionsästhetischen Aufgabe: Das Museum ist der Ort der Transparenz geschichtlicher Zeugenschaft (ebd., 18).

6 Eine Vision

Für Kustoden von wissenschaftlichen Sammlungen mag der Gedanke abstoßend sein. Diesen Gedanken aber nicht denken, hieße in letzter Konsequenz, das Überleben wissenschaftlicher Sammlungen zu gefährden: Für eine Rettung wissenschaftlicher Sammlungen an den Universitäten und damit deren Erhalt und weitere Möglichkeiten der Verwendung müssen die Verantwortlichen wissenschaftlicher Sammlungen die ökonomischen Forderungen und Herausforderungen annehmen!

Wissenschaftliche Sammlungen besitzen neben intrinsischen auch beachtliche materielle Werte, insbesondere dann, wenn sie schon elektronisch in Form von Datenbanken der wissenschaftlichen Öffentlichkeit zugänglich sind (KLAUS 2006, 3f.). Sie sind Ressourcen, die nicht nur verschiedene Facetten des Kulturgutes „Wissen“ und der Kulturtechnik „Wissenschaft“ zu vermitteln vermögen, sondern auch als Instrumente universitären Marketings eingesetzt werden könnten (DALLMANN 2007). Zudem haben die Universitäten wissenschaftliche Sammlungen bisher selten bewusst als Produktionsmittel genutzt – zum Beispiel im Bereich des Städtetourismus (JOHN, SCHILD & HIEKE 2010). Um jedoch das Kapital und das Potential wissenschaftlicher Sammlungen optimal zu verwalten und zu nutzen, bedarf es einer eigenständigen, in der Öffentlichkeit visuell, haptisch und kognitiv wahrnehmbaren Infrastruktur! Deshalb ist an die Universitätsleitungen und die Kultusministerien der nachdrückliche Wunsch zu richten, dass für die wissenschaftlichen Sammlungen eine eigenständige, universitär zentrale, aber auch zentral gelegene Einrichtung geschaffen wird: das universitäre Wissenschaftsmuseum!

Eine solche zentrale Einrichtung hat im Idealfall nicht nur den verschiedenen wissenschaftlichen Sammlungen sachgerechte Unterkünfte zu bieten, wie dies die Universitätsbibliotheken für die Bücher, die Handschriften- und teilweise Bildersammlungen leisten, sondern auch Flächen für unterschiedlichste Formen von Ausstellungen und Ausbildungs- und Büroräumlichkeiten bereitzustellen.

Neben der wissenschaftskommunikativen Aufgabe der Ausstellungspraxis muss eine der zentralen Aufgaben eines solchen universitären Wissenschaftsmuseums darin bestehen, der Universität eine Forschungs- und Ausbildungsstätte für künftige Wissenschaftskommunikatoren, Museumsnachwuchs und Kulturwissenschaftler zu bieten. Lern- und Forschungsarbeit der Studierenden wird als Ausstellungsarbeit dann öffentlich und dynamisch, das universitäre Museum zu einem „explorativen Ausstellungslaboratorium“ (TE HEESSEN 2008, 98) für die öffentliche Präsentation wissenschaftlicher Sammlungen.

Die begriffliche Wendung des „explorativen Ausstellungslaboratoriums“ verweist neben den eben skizzierten Aufgaben zusätzlich auf eine gewisse inhaltliche Ausrichtung eines solchen möglichen Universitätsmuseums. So zeigt das Adjektiv „explorativ“ an, dass die Konzipierung von Ausstellungen als Forschungsprozess selbst zum Ausstellungsgegenstand gemacht werden kann. Die Öffentlichkeit kann auf diese Weise nicht nur nachvollziehen, sondern im Idealfall unmittelbar miterleben, welche Hindernisse zu überwinden und welche Entscheidungen während eines Forschungsprozesses zu fällen sind und weshalb Wissenschaften Ergebnisse und Erkenntnisse nicht immer in der von der Gesellschaft gewünschten Kurzfristigkeit liefern können. Diesen interaktiven Aspekt gilt es im „explorativen Ausstellungslaboratorium“ des Universitätsmuseums hervorzuheben. Paradigmatisch für diesen Ausstellungstypus stehen in jeweils unterschiedlicher Weise die beiden Säle *stilus* und *nexus* der Dauerausstellung im Literaturmuseum der Moderne in Marbach. Hier wird der Ausstellungsbesucher zu einer nachvollziehenden Teilnahme an der literaturwissenschaftlichen Auslegung unterschiedlicher Texte eingeladen, beziehungsweise zur Vernetzung und Erweiterung eigener Erkenntnisinteressen aufgefordert. Dadurch etabliert sich eine Form interaktiver Auseinandersetzung zwischen wissenschaftlichen Leitfragen und interessierter Öffentlichkeit.

Die Konzeption eines universitären Museums als „exploratives Ausstellungslaboratoriums“ impliziert hinsichtlich der Inhalte, neben den traditionell gepflegten wissenschafts- und kulturhistorischen Aspekten auch wissenschafts- und kulturkritische Momente zu berücksichtigen. Es soll also künftig weniger darum gehen, eine oder mehrere Sammlungen gepflegt in Schaukästen mit erläuternder Beschriftung zu präsentieren. Vielmehr soll es Aufgabe der Universität als Institution und der Studierenden des wissenschaftlichen Ausbildungsgangs „Kultur- und Wissenschaftskommunikation“ werden, sich mit ganzen Sammlungen oder gezielt ausgewählten Einzelstücken aus diesen Sammlungen in unterschiedliche, aktuelle öffentliche Diskurse einzumischen. Die Universitäten werden so zu aktiven Diskursteilnehmern in der Öffentlichkeit und sprechen auf diese Weise potentielle Studierende an, bei denen sie hoffentlich den Eindruck hinterlassen, dass Wissenschaft ein Bereich gesellschaftlicher Dynamik und deshalb von höchster Wichtigkeit ist. In diesen universitären Wissenschafts- und Sammlungsmuseen soll auch ein Ausblick auf eine mögliche Zukunft einer Gesellschaft gezeigt und erfahren werden!

Zusammenfassend bleibt die Aufforderung: Es muss in Zukunft gelingen, den Schritt vom sakralen Raum der bislang statischen, wissenschaftlichen Sammlung zum säkularen Ereignis des musealen *event* zu schaffen!

Literatur

- BALSIGER, P. 2007: Schubladendenken. Zum Verhältnis von Sammeln und Ordnen. In: RUISINGER, M.; ANDRASCHKE, U. (Hrsg.). *Die Sammlungen der Universität Erlangen*. Begleitband zur Ausstellung „Ausgepackt. Die Sammlungen der Universität Erlangen-Nürnberg“. Nürnberg: Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, 32–44.
- BEIG, R. 2000. Das Problem der leeren Kassen und Probleme der Wissenschaft. In: HALTMAYER, S.; GABRIEL, W. (Hrsg.). *Abschaffung der freien Universität?* Frankfurt a. M.; Lang.

- BEN-DAVIDS, J.; ZLOCZOWER, A. 1972. The Growth of Institutionalized Science in Germany. In: BARNES, B. (Hrsg.). *Sociology of science. Selected Readings*. Harmondsworth; Middlesex: Penguin Books, 45–59.
- CARBONELL, B.M. (Hrsg.) ⁵2007. *Museums Studies. An Anthology of Contexts*. Malden; Oxford; Carlton: Blackwell Publishing.
- DALLMANN, B. 2007. *Stadtmarketing ist Universitätsmarketing. Vortrag anlässlich der Bundestagung 2007 der Arbeitsgemeinschaft der Hochschulpressestellen*. Freiburg i.Br., [http://kuk-freiburg.de/html/img/pool/Dr_Dallmann_\(18-09-2007\).pdf](http://kuk-freiburg.de/html/img/pool/Dr_Dallmann_(18-09-2007).pdf) (10.10.2010).
- DAWID, E.; SCHLESINGER, R. 2002. *Texte in Museen und Ausstellungen, ein Praxisleitfaden*. Bielefeld: transcript verlag.
- DECH, U. C. 2003. *Sehenlernen im Museum. Ein Konzept zur Wahrnehmung und Präsentation von Exponaten*. Bielefeld: transcript verlag.
- DE SOLLA PRICE, D. J. 1963. *Little Science, big Science*. New York; London: Columbia University Press.
- DRÖGE, K.; HOFFMANN, D. (Hrsg.) 2010. *Museum revisited. Transdisziplinäre Perspektiven auf eine Institution im Wandel*. Bielefeld: transcript verlag.
- FELT, U. 2008. Kommunikation neu denken. Zur Repositionierung der Universität in einer Wissensgesellschaft. In: HERMANNSTÄDTER, A.; SONNABEND, M.; WEBER, C. (Hrsg.). *Wissenschaft kommunizieren. Die Rolle der Universitäten*. Essen: Edition Stifterverband, 36–39. http://www.stifterverband.info/publikationen_und_podcasts/positionen_dokumentationen/wissenschaft_kommunizieren/wissenschaft_kommunizieren.pdf (10.10.2010)
- FISCHER, M.S.; BREHM, G.; HOßFELD, U. 2008. *Das Phyletische Museum in Jena*. Gera: Druckhaus Gera GmbH.
- FLÜGEL, K. 2005. *Einführung in die Museologie*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- GALISON, P.; HEVLY, B. (Hrsg.) 1992. *Big Science – The Growth of Large-Scale Research*. Stanford (Cal.): Stanford University Press.
- GFREREIS, H.; RAULFF, U. ²2008. Prolog. In: DEUTSCHES LITERATURARCHIV MARBACH (Hrsg.). *Denkbilder und Schaustücke. Das Literaturmuseum der Moderne*. Marbach am Neckar: Deutsche Schillergesellschaft, 8–11.
- GRAF, B. 2003. Ausstellungen als Instrument der Wissensvermittlung? Grundlagen und Bedingungen. *museumskunde* 68, 1: 73–81.
- JOHN, H.; SCHILD, H.-H.; HIEKE, K. (Hrsg.) 2010. *Museen und Tourismus. Wie man Tourismusmarketing wirkungsvoll in die Museumsarbeit integriert. Ein Handbuch*. Bielefeld: transcript verlag.
- KLAUS, G. 2006. Archive der Biodiversität. Bedeutung und Zukunft naturwissenschaftlicher Sammlungen. *Hotspot, Biodiversität: Forschung und Praxis im Dialog. Informationen des Forum Biodiversität Schweiz* 13, April: 3–5.
- MAIER-SOLGK, F. 2008. *Neue Museen in Europa. Kultorte für das 21. Jahrhundert*. München: Deutsche Verlags-Anstalt.
- OSTERKAMP, E. ²2008. Die Literatur und das Leben. Das Literaturmuseum der Moderne in Marbach. In: DEUTSCHES LITERATURARCHIV MARBACH (Hrsg.). *Denkbilder und Schaustücke. Das Literaturmuseum der Moderne*. Marbach am Neckar: Deutsche Schillergesellschaft, 15–28.
- RHEINBERGER, H.-J. 2005: Epistemologica: Präparate. In: TE HEESSEN, A.; LUTZ, P. (Hrsg.). *Dingwelten. Das Museum als Erkenntnisort*. Köln; Weimar; Wien: Böhlau Verlag, 65–75.
- RUISINGER, M.; ANDRASCHKE, U. (Hrsg.) 2007. *Die Sammlungen der Universität Erlangen*. Begleitband zur Ausstellung „Ausgepackt. Die Sammlungen der Universität Erlangen-Nürnberg“. Nürnberg: Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg.
- SCHNEIDER, U. J. 2006. Bücher als Wissensmaschinen. In: DERS. (Hrsg.). *Seine Welt wissen. Enzyklopädien in der Frühen Neuzeit*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 9–20.

- SCHREIDER, C. 2004. The Audience-centered Museum. In: COMMANDEUR, B.; DENNERT, D. (Hrsg.). *Event zieht – Inhalt bindet. Besucherorientierung von Museen auf neuen Wegen*. Bielefeld: transcript verlag, 61–69.
- TE HEESSEN, A. 2008. Forschung, Lehre, Schau. In: HERMANNSTÄDTER, A.; SONNABEND, M.; WEBER, C. (Hrsg.). *Wissenschaft kommunizieren. Die Rolle der Universitäten*. Essen: Edition Stifterverband, 98–101.
http://www.stifterverband.info/publikationen_und_podcasts/positionen_dokumentationen/wissenschaft_kommunizieren/wissenschaft_kommunizieren.pdf (10.10.2010)
- TSCHIRNER, U. 2010. Sammlungsarchäologie. Annäherung an eine Ruine der Museumsgeschichte. In: DRÖGE, K.; HOFFMANN, D. (Hrsg.). *Museum revisited. Transdisziplinäre Perspektiven auf eine Institution im Wandel*. Bielefeld: transcript verlag, 97–112.
- WITTERN-STERZEL, R. 2007. Eine folgenreiche Erbschaft. In: RUISINGER, M.; ANDRASCHKE, U. (Hrsg.). *Die Sammlungen der Universität Erlangen*. Begleitband zur Ausstellung „Ausgepackt. Die Sammlungen der Universität Erlangen-Nürnberg“. Nürnberg: Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, 11–23.

Kontakt

Prof. Dr. Dr. Philipp Balsiger
Universität Erlangen-Nürnberg
Zentralinstitut für Angewandte Ethik und Wissenschaftskommunikation (ZIEW)
Bismarckstraße 12, 91054 Erlangen
e-mail: philipp.balsiger(at)ziew.uni-erlangen.de

